

Die nachfolgende Buchbesprechung von Prof. Barbara Stambolis bezieht sich auf zwei neuerschienene Werke:

Psychiatrie- und Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen im St. Johannes-Stift in Marsberg (1945–1980) Anstaltsalltag, individuelle Erinnerung, biographische Verarbeitung



**Franz-Werner Kersting,
Hans-Walter Schmuhl**
Ardey-Verlag, Münster
1. Auflage 2018
368 Seiten, 24,90 €
ISBN: 978-3870234058

Aufbrüche und Umbrüche Lebensbedingungen und Lebenslagen behinderter Menschen in den v. Bodenschwingschen Anstalten Bethel von den 1960er bis zu den 1980er Jahren.



**Hans-Walter Schmuhl,
Ulrike Winkler**
Verlag für Regiona-
lschichte, Bielefeld
1. Auflage 2018
432 Seiten, 29,00 €
ISBN: 978-3739510293

DOI 10.21706/tg-12-2-177

Die subjektive Perspektive ehemaliger Patienten der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie im westfälischen Marsberg steht im Mittelpunkt der soeben erschienenen Studie der Historiker Franz-Werner Kersting und Hans-Walter Schmuhl, die sich seit Jahren intensiv mit facettenreichen Aspekten von Psychiatrie und Anstaltsgeschichte befassen. Die Grundlage dieser Untersuchung bilden leitfadengestützte, teilnarrative und sorgfältig ausgewertete Interviews mit 19 zwischen 1940 und 1962 geborenen ehemaligen Patientinnen und Patienten dieser Klinik. Die Publikation gliedert sich in vier Blöcke,

deren erster den Marsberger Anstaltsmikrokosmos theoretisch rahmt und empirisch ausbreitet. Außerdem wird der Blick quellenkritisch auf die fotografische Überlieferung in Marsberg gerichtet. In einem zweiten Block, finden sich sinnvoll kommentierte aussagekräftige Dokumente. Ein dritter umfasst die ebenfalls editorisch mit Anmerkungen versehenen Interviews.

Die vorliegende Publikation überzeugt nicht nur durch den professionellen Aufbau, sondern auch durch eine den Leidensgeschichten der einstigen Patientinnen und Patienten der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie angemessene Vorgehensweise, bei denen es den Autoren gelingt, die Balance zwischen differenziert quellenkritischer, distanzierter Beschreibung und einführend achtsamem Umgang mit den erschütternden Lebenserfahrungen der Patienten zu wahren.

Als methodischer Analyserahmen dient das 1961 erschienene, seit 1972 in deutscher Übersetzung zugängliche Konzept des kanadischen Soziologen Erving Goffman zur »totalen Institution«, das in den letzten Jahren sowohl im Zusammenhang mit Aufdeckungen von Missständen in Heimen als auch mit Unterbringungen von Asylanten und Asylantinnen an Aktualität gewann. Als totale Institution werden Einrichtungen bezeichnet, in denen eine große Zahl von Menschen »auf engstem Raum und mit knappen Mitteln verwahrt« werden, die ihrer Individualität vollkommen beraubt werden (S. 31). Sie werden zu »Insassen«, die vielfach Symptome »einer massiven Hospitalisierung im Sinne einer ›Gefühlsangelkrankheit‹« aufweisen (S. 37). Fehlende »Aufmerksamkeit, Zuwendung und Liebe« (S. 36) erweisen sich besonders für Heranwachsende als schwerwiegend. Ihnen wurde außerdem während ihrer Anstaltsjahre oft keine – für alle Menschen notwendige – Distanz zu anderen, kein intimer Rückzugs- bzw. Privatraum zugestanden. Sie waren willkürlichen, vielfach ausgesprochen demütigenden Strafen wehrlos ausgesetzt. Sie erlebten sich als hilflos und ausgeliefert. In vielfacher Hinsicht und mit weitreichenden Folgen wurde also ihr »Selbst« verletzt. Mit

Bezug auf Goffmans »Territorien des Selbst« entfalten die Autoren den Begriff der »Gewalt« (physisch, psychisch, verbal und symbolisch).

Die Fülle der angeführten Beispiele verdeutlicht das Ausmaß physischer und psychischer Belastungen, denen Betroffene ausgesetzt waren. Folgenreiche Diagnosen, Urteile und Stigmatisierungen standen in unheilvoll nachwirkenden Traditionen des Umgangs mit abweichendem Verhalten, Psychopathien und Behinderungen, denen entsprechende Menschenbilder zugrunde lagen, die auch mit lange als selbstverständlich erachteten Erziehungsvorstellungen von Härte und Gehorsam einhergingen. In die Diagnose »Schwachsinn« etwa floss nicht selten die Wertung »Willensschwäche« mit ein, die auch die Prognosen der Urteilenden mitbestimmte.

Die Frage, welche Überlebensstrategien Patientinnen und Patienten in einem solchen System entwickelten, wird in der Studie ebenso thematisiert wie ihr Leben nach der Anstaltsunterbringung, auf das die »Insassen« – nach oft jahrelanger »erlernter Bedürfnislosigkeit« und »erlernter Hilflosigkeit« (S. 40) nicht gut vorbereitet waren. Das Augenmerk von Franz-Werner Kersting und Hans-Walter Schmuhl gilt auch der Frage, wie Betroffene mit solchen »Verletzungen des Selbst« fortan lebten (Depressionen, Phobien, Suchterkrankungen ...).

Diese Mikrostudie reiht sich in weitere Studien ein, die den thematischen sowie zeitlichen Rahmen und auch theoretischen Rahmen erweitern. Dies gilt ausdrücklich für die 2018 erschienene Studie von Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler mit dem Titel »Aufbrüche und Umbrüche«, in der es um gesellschaftliche und mentale sowie generationelle Veränderungen und ihre Auswirkungen auf das Leben behin-

derter Menschen in den 1960er- bis 1980er-Jahren geht. In dieser Zeitspanne veränderte sich die Lebensqualität von Menschen mit Behinderungen ausgesprochen positiv, wenn auch nicht reibungslos und ohne Widerstände. Die Entwicklungen in den Bodelschwingschen Anstalten Bethel, auf die sich die Untersuchung konzentriert, können als durchaus exemplarisch angesehen werden, sie dürften auch für andere Einrichtungen wie beispielsweise das Rauhe Haus in Hamburg gelten.

Die Untersuchung ist handwerklich ähnlich überzeugend aufgebaut wie die oben zunächst besprochene Mikrostudie. Sie enthält vor allem zunächst ausführlichere methodisch-theoretische Reflexionen. Nach einem einleitenden Kapitel mit Darlegungen zu Gegenstand, Zeitraum und Fragestellungen widmen sich Hans-Walter Schmuhl und Ulrike Winkler in einem zweiten Teil Entwicklungen auf dem Gebiet der Disability History; sie begründen ihre Bezugnahme auf Erving Goffman und Pierre Bourdieu und fächern in drei weiteren Blöcken Wohnen, Arbeiten und männlich-weibliche Perspektiven des Miteinanders in Bethel auf.

Die Bewohnerinnen und Bewohner kommen mit ihren individuellen Erfahrungen immer wieder in beeindruckender Weise zu Wort. So werden Entwicklungen von »Insassen« einer »totalen Institution« (siehe oben) hin zu tendenziell zunehmend selbstbestimmten Individuen skizziert, die Einfluss auf ihre Lebensbedingungen nahmen und diese gestalteten. So werden auch diakoniegeschichtlich wichtige Umbrüche deutlich, die sowohl Menschenbilder als auch das Selbstverständnis des Personals betreffen. Einzelne Veränderungsphasen werden unterschieden, deren Dynamik zwischen 1960 bis in die 1980er-Jahre mit unumkehrbaren Veränderungen ihren Höhepunkt erreichte, und zwar

nicht zuletzt deshalb, weil Psychiatrie- und Gesellschaftsreform in diesen Jahren eng verzahnt waren. Z.B. führten grundlegende Veränderungen des Familienbildes und der Erziehungsnormen dazu, Anstaltsordnungen und -spielregeln in Frage zu stellen. Vor allem jüngeren Bewohnerinnen und Bewohnern Bethels gelang es, sich aus ihrer erlernten Bedürfnis- und Hilflosigkeit zu befreien, wie die Autoren am Beispiel der Akteure einer Sprechmotettengruppe zeigen. Diesen gelang es nicht nur, eigene Vorstellungen in die regelmäßigen Hausandachten einzubringen, sondern sich in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen. Programmatisch und perspektivisch kommen die Veränderungen in folgenden Sätzen eines Beteiligten zum Ausdruck: »Meine Krankheit ist ein Teil meiner Person, meine Gefühle – Gedanken – Liebe – Zärtlichkeit – Kraft und Freude dagegen, ist meine ganze Persönlichkeit« (S. 386 und 389).

Nicht zuletzt deshalb sei die Lektüre empfohlen, weil sie den Blick auf Möglichkeiten und Grenzen der Selbstentfaltung für Menschen mit Behinderungen erweitert. Gemeint sind »Lebenslagen« und mit diesen verbundene mehr oder weniger große wirtschaftliche, soziale, kulturelle Entfaltungsspielräume: »Je größer die Spielräume, desto mehr Optionen bieten sich dem Individuum, sein Leben einem selbst bestimmten Entwurf gemäß zu gestalten« (S. 22). Diese Fragen dürften Psychologen und Historiker, Theoretiker wie Praktiker gleichermaßen interessieren. Es bedarf zweifellos eines interdisziplinären Austauschs mit Expertinnen und Experten, für die es bereits einige ermutigende Ansätze gab und hoffentlich – auch durch die hier vorgestellten Untersuchungen mit angeregt – in Zukunft geben wird.

Barbara Stambolis, Münster